

Anton Tschikitscha.

felten einen Sommer. Dazu kommen dann noch die teuren Geschirre. Ochsen haben hierzulande bekanntlich äußerst primitive, mit einem bloßen Riemen befestigte Joche, anders die Pferde und Maulesel, die ganz nach europäischer Art geschnitten und eingetrennt sind. Kurz, alles in allem berechnet beläuft sich unser Verlust auf viele Tausende. Am allerschlimmsten sind vollends unsere armen Kaffern daran. Ihr ganzer Reichtum bestand von jeher im Vieh. Gegenwärtig aber ist in weiten Bezirken der ganze Viehstand vollständig verschwunden, auch von den hiesigen Neubekehrten hat kaum einer mehr ein einziges Stück aufzuweisen. Teils erlagen sie der schrecklichen Seuche, teils wurden sie von der Regierung zwangsweise weggeschafft, eine Maßregel, die hier wirklich notwendig war; denn da bei ihnen bloße Kinder mit dem Vieh hüten betraut sind, kommt es immer wieder vor, daß benachbartes Vieh zusammenläuft und so die Krankheit von einem Bezirk in den anderen verschleppt wird. Wohl machte man den Kaffern den Vorschlag, sie sollten all ihr Vieh zusammen in eine gemeinsame Fence tun; umsonst; dazu kann sich der Schwarze nicht entschließen. Sein Vieh ist ihm seine Augenweide, sein alles, das muß er beständig in der Nähe seines Kraales haben. Daß er auf diese Weise noch sein letztes Stück verlieren würde, wollte er in seiner Verblendung nicht einsehen. Also Vieh hat der Kaffer keines, darf sich innerhalb 18 Monaten kein neues anschaffen; womit soll er aber nun seine Felder bestellen? Und kann er dieses nicht, wovon soll er leben? Jedenfalls werden die armen Leute nächstes Frühjahr zu uns mit der Bitte kommen, wir möchten ihnen um Gotteslohn willen mit unseren Pferden und Mauleseln aushelfen. Werden wir ihnen helfen können, da wir selbst kaum wissen, wie wir die nächste Aussaat bestellen sollen? Die Not ist groß, doch wir wollen den Mut nicht sinken lassen. Was uns aufrecht hält, ist das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und das Bewußtsein, daß der vielerprobte Opfersinn unserer verehrten Wohltäter uns auch diesmal zu Hilfe kommen werde. Gottes reichster Segen über all jene, die sich der guten Sache annehmen!

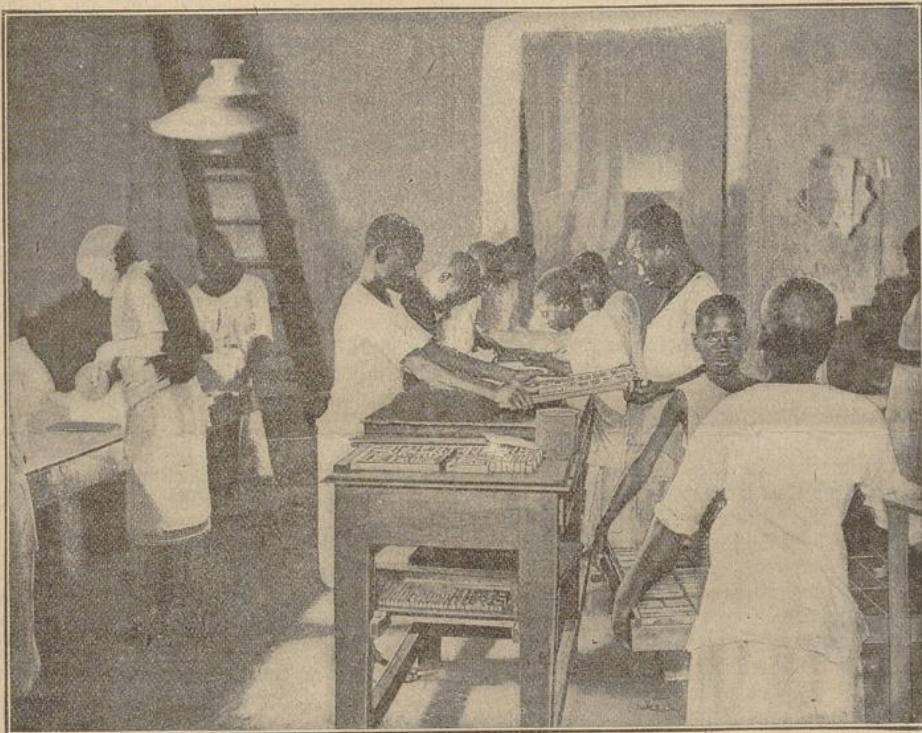
Anton Tschikitscha.

Dieser Name führt uns in die Tage der Gründung von Czenstochau zurück. Schwester Humbeline erzählt uns darüber folgendes: „Vollte zwei Wochen waren wir sechs Schwestern, welche die Czenstochauer Mission eröffnen sollten, auf der Reise von Mariannhill nach der Dronkolei. Den mächtigen, mit 18 Ochsen bespannten Burenwagen, auf dem wir mit unsern Habseligkeiten befördert wurden, nannten wir die „Arche Noahs.“ Endlich kamen wir hart am Umzimfuku zum sogenannten Mundi-Store. Von hier waren es noch zwei Stunden bis Czenstochau, wie unsere Neugründung dem bekannten polnischen Wallfahrtsort zu Ehren genannt wurde. Damals allerdings bestand Czenstochau nur aus einem einzigen kleinen Haus, welches das Kloster Mariannhill kurz zuvor von einem Farmer käuflich erworben hatte. Beim genannten Store nun, wo wir etwas Rast machten, nahte sich uns ein hochgewachsener, schon ziemlich bejahrter Kaffer mit 50 schwarzen Kindern und bot uns den landesüblichen Gruß: „Sanibona, wir haben euch gesehen!“ Der Mann war, wie er uns persönlich mitteilte, Lehrer und Katechet. In einem aus Rasen erbauten Haus

erteilte er seinen schwarzen Schülern Unterricht in den Elementargegenständen, und an Sonntagen hielt er daselbst zugleich protestantischen Gottesdienst. Er stand unter der Oberaufsicht eines weißen Missionärs, der ihn und seine Schule 3—4mal im Jahre besuchte. Natürlich wollte er nun auch wissen, wer wir seien, woher wir kämen und wohin wir gingen usw. Als wir ihm offen gestanden, wir seien katholische Missionschwestern und wollten hier in nächster Nähe eine Mission gründen, um die unwohnenden Schwarzen für den katholischen Glauben zu gewinnen, da richtete sich der alte Kede erzengerade in die Höhe, blickte uns ernst an und sprach mit drohender Geberde: „Tut das immerhin; waget aber ja nicht, in meine Herde einzudringen! Ich hüte meine Herde selbst!“ Dann wurde er wieder freundlicher, zeigte uns, als wir aufbrachen, den Weg nach Czenstochau, und blickte uns mit seinen Zöglingen noch lange staunend nach. Das war Tschikitscha. Ich hielt ihn für einen Mann von etwa sechzig Jahren, tatsächlich aber war er nicht mehr weit von achtzig, denn er hatte, wie er uns später gar oft erzählte, den großen Tschaka noch gesehen, vor dessen schrecklichen Kriegern er sich in der Nähe von Ladysmith, wo seine heimatliche Hütte stand, mit knapper Not dadurch rettete, daß er eilends auf einen Baum kletterte und in der dichtbelaubten Krone sich versteckte. Wir selbst begaben uns nach Czenstochau und eröffneten die dortige Schule. Gleich an einem der ersten Sonntage fand sich auch unser Tschikitscha ein. Er hatte nach dem umfandisi (Lehrer, bezw. Missionär) gefragt, und war nicht wenig erstaunt, statt dessen eine Schwester zu finden. Als ich ihm jedoch erklärte, der eigentliche Missionär würde erst später kommen, meine Aufgabe sei es nur, ihm die Wege zu ebnen, die Kinder zu unterrichten und das Volk beten und singen zu lehren, gab er sich zufrieden, setzte sich ins hohe Gras und wurde nicht müde, sich über Gott und die wahre Religion Aufschluß zu erbitten. Gar ernst und nachdenklich ging er endlich von dannen mit dem Versprechen, am nächsten Sonntage einige seiner Verwandten und Schüler mitzubringen, um hier das „Ave Maria“ zu lernen. Offenbar hatte ein Strahl der Gnade seine Nathanaels-Seele getroffen und er folgte dem Zuge von oben ohne Säumen und ohne Zaudern. Wirklich kam er am nächsten Sonntag mit zwei seiner Brüder und noch ein paar andern Männern, — denn der Lehrer Tschikitscha hatte ein großes Ansehen bei den hiesigen Kaffern — und wir lernten zusammen das „Ave Maria“ und ein schönes Muttergotteslied. Das nächstemal brachte er 32 Schüler und Schülerinnen mit und von da an fehlte Tschikitscha an keinem Sonntage mehr; unter der Woche aber erklärte er in seinem Kraale all denen, die sich um ihn versammelten, was er am Sonntag an Gebeten, Liedern und Katechismusragen bei den Katholiken gelernt hatte. Sein Eifer und Opfersinn war in der Tat bewundernswert. Einmal war großes Hochwasser, und da ist der Umzimfuku, der die südöstliche Grenze unserer Missionsstation bildet, ein gar gefährlicher Fluß. Schon viele, die es wagten, ihn bei einem gewissen Wasserstand zu überschreiten, haben darin ihr Grab gefunden. Tschikitscha wußte das, doch sein Verlangen nach dem christlichen Unterricht war zu groß. Er schnürte seine Oberkleider in ein Bündel zusammen, nahm es auf den Kopf und stieg sodann mutig in den breiten, klippenreichen Fluß. Die Strömung war so stark, daß sie ihm das Hemd am Leib

verfezte, doch er kehrte nicht mehr um; mit wahrer Todesverachtung arbeitete er sich auf dem glatten, schlüpfrigen Weg durch die reißenden Flut, und kam schließlich, wenn auch zitternd vor Frost und bis zum Tode erschöpft, an's andere Ufer. O, wie bewunderte ich den guten alten Mann, als ich von dieser Heldentat hörte! Ich schenkte ihm sogleich frische Wäsche und brachte ihm eine Tasse Kaffee, was er mit Dank annahm. Dann wohnte er wie sonst dem Unterricht und Gottesdienst bei; als er aber im Laufe des Nachmittags den Fluß ein zweitesmal überschreiten wollte, um in seinen Kraal zurückzukehren, verbot ich ihm das strengstens. Er blieb also hier, lernte auch ein paar Stunden in seinem Katechismus und begnügte sich während der Nacht mit einem Lager auf Heu. Zwei

sein Verlangen, und der Tod erschien ihm nur als die Brücke zum Lande der „Lebendigen“. Er schloß daher vollständig mit der Welt ab. Was konnte sie ihm auch noch bieten? Sein Weib Elisabeth und sein jüngstes Kind hatte ihm der Tod geraubt, seine übrigen Kinder waren erwachsen und gut versorgt. Mit rührender Sorgfalt bereitete er sich nun (zum letztenmal, wie er meinte), auf den Empfang der hl. Sakramente vor. Im Beichtstuhl brach der im Innersten seiner Seele ergriffene Greis ohnmächtig zusammen; am folgenden Tag lag er todkrank darnieder und empfing die hl. Sterbsakramente. Allgemein dachte man, sein Herzenswunsch sei in Erfüllung gegangen, und die Tage seiner Erdenpilgerschaft seien abgelaufen. Doch Gott hatte es anders beschlossen; die schwere Krank-



Die Regierungsschulen in Deutsch-Südafrika.
Nach Photographien von Sonnenberg & Co., Berlin.
In der Stereotypie.

Jahre später, im Jahre 1890, wurde er auf den Namen „Anton“ getauft. Seine protestantische Lehrtätigkeit hatte er natürlich schon längst aufgegeben; auch lebte er jetzt mit seiner ganzen zahlreichen Familie auf die Missionsfarm über. O wie glücklich war nun unser Anton! Wie freute er sich, noch in seinen alten Tagen den wahren Glauben gefunden zu haben, und wie groß war sein Bestreben, aufs treueste all seine Pflichten zu erfüllen. So lebte er jahrelang in unserer Mitte, still und friedlich, für alle Neubekehrten ein wahres Muster und Vorbild eines ersten Christen und Katholiken.

So kam das Jahr 1901 heran. Da erging ein merkwürdiger Ruf an die Seele unseres greisen Anton. Er hatte soeben den Predigten und geistl. Uebungen, welche damals gelegentlich des allgemeinen Jubiläums abgehalten wurden, mit solchem Ernst und in so gehobener Stimmung beigewohnt, als handle es sich um die unmittelbare Vorbereitung auf einen guten Tod. Er selbst glaubte fest, er werde am letzten der großen Gnadentage sterben. Der Himmel allein war noch

heit sollte ihm nur das Pfortlein zu einem noch stilleren, ganz in Gott verborgenen Leben öffnen. Kaum genesen, sagte er: „Ich bin alt und schwach. Der tägliche Weg vom Christendorfe bis zur Kirche (eine kleine halbe Stunde) wird mir zu weit. Nur allzu gerne möchte ich bei den Trappistenbrüdern wohnen und mein Leben in der Nähe des Tabernakels beschließen. Die Bitte ward ihm gewährt. Er wurde der sorglichen Obhut des Bruders Eduard, unseres Krankenwärters, anvertraut und schlief fortan in einem kleinen Anbau des Brüderhauses, während er den Tag über meist im Freien saß und Körbe flocht; denn der hochbetagte Greis gedachte der Worte der Schrift und wollte sein Brot nicht müßig essen. Dabei war sein Wahlspruch: „Die Hand bei der Arbeit, das Herz bei Gott!“ Seine Sprache war überaus bilder- und blumenreich; besonders gerne führte er Sprüche und Gleichnisse aus der hl. Schrift an. Sein größtes Glück bestand darin, denjenigen oft zu besuchen, in dessen Nähe er seine Wohnstätte gesucht und auch gefunden: den lieben Heiland im Tabernakel. Täglich

wohnte er mit inniger Andacht zwei heil. Messen bei und viermal in der Woche nahm er mit großer Liebe und heiliger Ehrfurcht dem Tische des Herrn. Er konnte in Wahrheit sagen: „Christus ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn!“ Gegen Bruder Eduard, seinen treuen Pfleger, hegte er eine rührend-dankbare Gesinnung, betete mit ihm gemeinschaftlich sein Morgen- und Abendgebet und half ihm vielfach im Sakristan- und Kirchendienst, zumal bei Taufen und Beerdigungen. Viele unserer Neuchristen suchten bei ihm Rat, Trost und Erbauung, und keiner pflegte dabei leer auszugehen, denn „beim Alter findet man Rat, und Weisheit beim Gerechten.“ So vergingen Jahre und unser guter Anton erfreute sich, obgleich er bald zu den Hundertjährigen zählte, noch immer einer staunenswerten Frische und Rüstigkeit. Er selbst fühlte sich allmählich einsam, denn all seine Freunde und Altersgenossen waren längst vom Schauplatz dieser Erde verschwunden. Begreiflich also, daß er mit einer gewissen Vorliebe fast Tag für Tag hinunter ging zum stillen Gottesacker, die Blumen ordnete auf den Gräbern und dabei mit seinen lieben Toten sprach. Bald, nur allzubald sollte auch er bei ihnen sein. Ostern war wieder gekommen. Unser Ehrw. Vater Gerard und Hochw. P. Balduin hielten geistliche Exerzitien ab, um das Volk auf eine möglichst gute Osterbeichte vorzubereiten. Selbstverständlich beteiligte sich auch unser Anton mit großem Eifer daran. Er machte am weißen Sonntag die gemeinsame Osterkommunion mit, hörte an den folgenden Tagen, getragen von himmlischem Glück und seligem Frieden, nach einander drei hl. Messen und ging dabei täglich zur hl. Kommunion. Doch ließ, am dritten Tag fühlte er sich bei der Rückkehr von der Kirche auffallend müde und schwach. Taumelnd und unsicheren Schrittes wankte er in seine Wohnstube hinein, wo ihm Bruder Eduard sofort liebevoll entgegen eilte, ihn stützte und sorglich zu seiner Lagerstätte geleitete. Ein Schlaganfall hatte den guten, frommen Mann getroffen. Auch seine Zunge war gelähmt, so daß er nur mühsam einige unverständliche Worte lassen konnte. Dagegen hatte er noch das volle Bewußtsein bewahrt. Lächelnd zeigte er nach dem Himmel, griff nach dem Kreuzifix an der Wand, küßte es und begann still für sich zu beten. Man holte den Priester, der ihm die letzte Oelung und Generalabsolution spendete. Dann begann der Todeskampf. Um 1 Uhr mittags, den 10. April 1907, hauchte er still und friedlich seine reine Seele aus. — Anton Tschitschka war eine wahre Leuchte für die hiesigen Neuchristen. Sein Andenken bleibt in Ehren, versichert doch die Schrift: „In ewigem Gedächtnis bleibt der Gerechte“. Ps. 111, 7.

Was vergangen, kehrt nicht wieder.
Aber, — ging es leuchtend nieder —
Leuchtet's lange noch zurück!

Auf einer katechetischen Exkursion.

Mariathal. — Gelegentlich einer kurzen Ferienreise, die mir meine verehrten Obern erlaubten, kam ich u. a. auch nach Mariathal. Der dortige P. Rektor (Rev. P. Solanus) lud mich ein, mit ihm am nächsten Morgen zur Katechese in die heidnischen Kraals hinauszureiten. Obgleich müde von der Reise, nahm ich den Vorschlag mit Freuden an — denn mir, dem Neuling, waren die Missionsverhältnisse noch

gänzlich unbekannt —, und so ritten wir zusammen hinaus nach dem Ufafa-Tal. Anfangs ging es über eine grasige Ebene dahin, bald aber fiel der Weg oder vielmehr der steile Fußpfad, den wir ritten, steil ab. Da hieß es absteigen und die Pferde am Zügel nachführen. Ich gestehe offen, es wurde mir angst und bange, als wir immer tiefer und tiefer auf dem steilen, felsigen Fußpfad in diese afrikanischen Schluchten hinabstiegen. Wie leicht konnte das Pferd ausgleiten und in die Tiefe stürzen! Ein Tier, das solcher Wege ungewohnt wäre, ließe sich da überhaupt nicht hinabführen. Unwillkürlich dachte ich dabei auch an die Strapazen des Missionärs, der bald in glühendem Sonnenbrand, bald in Sturm und Regen solche Wege machen muß. Wir kamen zum ersten Kraal. P. Rektor gab mit einem Horn ein Signal, und bald versammelten sich aus den umliegenden Hütten etwa 15–20 Personen zum christlichen Unterricht. Sonst kamen bedeutend mehr, allein da an jenem Tage ein Mädchen dieses Kraals eben Hochzeit hielt, waren die meisten Kraalinsassen zur Teilnahme an der seltsamen Feier nach Tropro gegangen. Ich fand den Kraal sauber gekehrt, den Boden mit Kuhmist frisch gewischt, die Töpfe, Grasmatten und sonstigen Hausgeräte sauber in Ordnung, kurz, man sah, daß auch in diesem Stübchen die Mission schon ihren wohltuenden Einfluß übte. Die Decke war allerdings von Rauch und Ruß ganz geschwärzt, doch das kann in einem Kaffernkraal, wo beinahe Tag und Nacht ein Feuer brennt und der Rauch keinen andern Ausweg hat, nun einmal gar nicht anders sein. P. Missionar zog einen Chorro an und kniete nieder, worauf alle Anwesenden sofort das Gleiche taten. Nach kurzem Gebet begann der Unterricht in den Hauptwahrheiten unseres hl. Glaubens, dann wurden noch einige Gebete erklärt, ein Lied eingeübt und zum Schluß die Laurentianische Litanei gebetet. Ich muß gestehen, es war ein „Zug“ im Ganzen. P. Rektor war voll Leben und auch seinen schwarzen Katechumenen, die ihm offenen Mundes zuhörten und auffallend frisch und kräftig ihre Antworten gaben, konnte man das Interesse vom Gesicht ablesen. Etwas wollten wir die Pferde wieder besteigen, als eine heidnische Mutter zum Missionar herantrat mit den Worten: „Vater, mein Kind ist krank; seit 14 Tagen schläft und ißt es beinahe nichts, weint viel und magert beständig ab. Bitte, taufe es, bevor es stirbt!“

Das Knäblein mochte etwa sechs Monate alt sein und sah in der Tat höchst leidend aus; der Atem ging schwer, Hals und Brust waren entzündet und ließen das Schlimmste befürchten. Dennoch zögerte der P. Missionar mit der Taufe. Die Mutter war eben noch Heidin, wenn sie auch zuweilen den christlichen Unterricht besuchte, der Vater vollends wollte von Taufe und Bekehrung nichts wissen. Welche Garantie für die christliche Erziehung des Knaben hatte man also, falls er nach der Taufe genesen sollte? „Wie aber“, erlaubte ich mir einzuwenden, „wenn das Kind, das nun offenbar schwer krank ist, ohne Taufe stirbt?“ Bitte, Vater, taufen Sie den Knaben, ich will für ihn beten. Stirbt er, so habe ich an ihm einen Fürsprecher bei Gott, kommt er mit dem Leben davon, dann wird Gott für das weitere schon sorgen. Nun begann P. Rektor eine lange Unterredung mit der Mutter, wobei zuletzt für die Taufe des Kindes als Bedingungen aufgestellt wurden: Fleißige Beteiligung der Mutter am christlichen Unterricht, das Tragen anständiger Kleider und die christliche Erziehung des Kindes. Es